

Philosophie im panoptischen Aussichtsturm: *Imprese und Devise*

Der Glaube an die Reinheit der Schrift im 17. Jahrhundert hat nicht einfach mit der Mystik der hieroglyphischen Bilderschrift Schluss gemacht, wie die Schrifthistorikerin Madeleine David aufgrund des Bekanntwerdens von chinesischer Schrift durch die Jesuiten in Frankreich in ihrer Analyse behauptet, so dass sie Francis Bacons dazu opponierende Theorie der Repräsentation für eine längst heute doch im *linguistic turn* endgültig überholte Theorie der Sprache durch Differenz verantwortlich macht.¹ Die ein Jahr später nach ihrer Analyse erschienene *Ordnung der Dinge* und die ein weiteres Jahr darauffolgende *Grammatologie* Derridas folgen Davids Darstellung auf je unterschiedliche Weise in der Perspektive des vom *linguistic turn* abgelehnten Verständnis der Sprache aus dem Ursprung der bildlichen Repräsentation und verkennen damit die Formationsregeln der Relationalität durch die aphone Differenz der Zeichnung in der Kartographie. So führt Derrida in seiner *Grammatologie* Leibniz nicht nur unter Logoentrismus auf, was kaum verwunderlich ist, sondern seltsamer Weise zugleich als Vertreter des damit unweigerlich verbundenen verbalen Phonoentrismus,² wo doch Leibniz in der Tradition von Wilkins und Bacon gerade das stumme Alphabet des Denkens in einer Enzyklopädie der ›Charaktere‹ fordert.

Derrida eröffnet die *Grammatologie* mit einem allen Kapiteln vorausliegenden programmatischen kurzen Abschnitt, der mit *Devise* überschrieben ist. Der Begriff der von Derrida verwendeten *Devise* verweist auf eine Praxis der französischen Aristokratie und des Königs im 17. und 18. Jahrhundert, wo es um die Verbindung von phonetischer Schrift mit Bildzeichen in einem geschriebenen Motto ging und sogar die Aufgabe einer französischen Akademie war, *Devisen* in Teppiche, Porzellan, Bilder etc. einzufügen: Die *Académie des Inscriptions et des Belles Lettres* hatte den Auftrag, *Devisen* in allen Formen des Materials einzuschreiben, d.i. für den König die über den Erdball scheinende Sonne zusammen mit dem lesbaren Motto des *Nec pluribus impar*. Es handelt sich offensichtlich um eine zentral eingerichtete Institution der in Florenz erfundenen und von den Jesuiten im

1 Madeleine V.-David, *Le Débat sur les écritures et l'hiéroglyphes aux XVII^e et XVIII^e siècles et l'application de la notion de déchiffrement aux écritures mortes*, Paris 1965, S. 13f.

2 Jacques Derrida, *Grammatologie*, Frankfurt a.M. 1983, S. 11f.

zentralisierten Frankreich popularisierten Produktion solcher *Impresen*. Derrida seinerseits erwähnt in der *Grammatologie* mit einfachen Anführungszeichen den von Madeleine David geprägten Begriff des chinesischen Vorurteils der Aufklärer durch Francis Bacon. Sie beschäftigt sich zwar u.a. ausführlicher mit der Mode der *Devisen* im 17. Jahrhundert, übergeht dabei aber die lange Tradition der *Impresen* aus der italienischen Renaissance, ohne welche die *Devisen* gar nicht existieren würden. Offensichtlich soll bei David Frankreich als das Heimatland der Entzifferung von Hieroglyphen im 19. Jahrhundert auch als das Land verstanden werden, das mit der Ablehnung stummer Hieroglyphen durch die jesuitische Gegenreformation auf die Entschlüsselung der Hieroglyphen als phonetische Schrift vorbereitet war, um Frankreich zum Heimatland der Orientalistik zu machen. Und da die chinesische Schrift keine Gegenstände mehr wie Tiere und Werkzeuge repräsentiere, wird gemäß der Kritik des *linguistic turn* im 20. Jahrhundert an der traditionellen Erklärung von Sprachen durch die Repräsentationsfunktion Frankreich zum Fortschritt des modernen Sprachverständnis der Differenz gewertet, weil es die Repräsentation eines hieroglyphischen Bildes als Grund für Sprachen hinter sich gelassen habe, wo doch Bacon noch die Hieroglyphen zum Ausgangspunkt einer universalen Sprache sehe. David spricht daher von dem »préjugé chinois: cette confusion entre le moderne et l'ancien, qui remonte à Bacon«.³ Sie analysiert eben wie auch Derrida an keiner einzigen weiteren Stelle die Schriften von Francis Bacon, dem sie ein chinesisches Vorurteil unterstellt, das dieser jedoch gerade nicht mit den Jesuiten teilt. Der Widerspruch stammt hingegen von den Jesuiten und nicht von Bacon: Dass die Repräsentation eine Art Naturreligion des Verstehens durch das Bild sei, dessen Ziel seltsamer Weise die phonetisch bildlose Schrift sei.

Derrida seinerseits nun führt in seiner *Grammatologie* ein angeblich chinesisches Vorurteil an, so dass er damit Davids Behauptung als Quelle zumindest kenntlich macht, indem er wie sie Jesuiten und aufklärerische Philosophen nicht nur identifiziert, sondern angeblich beide China als Vorbild sehen:

»Alle philosophischen Entwürfe zu einer Universalschrift und Universal Sprache, die von Descartes geforderte, von Pater Kircher, Wilkins, Leibniz und anderen skizzierte Pasilalie, Polygraphie und Pasigraphie regten dazu an, in der damals entdeckten chinesischen Schrift ein Modell philosophischer und damit der Geschichte entzogener Sprache zu sehen: gerade darin besteht das ›chinesische‹ Vorurteil.«⁴

Weder die Jesuiten noch die Aufklärer sehen allerdings in der chinesischen Schrift eine der Geschichte enthobenen Repräsentation. Und Leibniz geht es nicht darum, die chinesische Schrift zu verstehen, sondern um die Erklärung, wie die richtige Logik Chinas in das falsche historische Ergebnis abzweigen konnte. Wie laut Derrida die Suche Leibnizens nach einem stummen Alphabet ein Phonologismus sein soll, erschließt sich mir nur als sein ungeprüfter Rekurs auf Davids nationalistisch eingefärbte Einordnung von Francis Bacon. Man muss auf der anderen Seite deswegen jedoch nicht Bacons und

3 Madeleine V.-David, *Le Débat sur les écritures*, ebd. S. 39.

4 Jacques Derrida, *Grammatologie*, ebd. S. 134.

Leibnizens Motivation zur kolonialen Aufklärung rechtfertigen. Derridas Kritik des Kolonialismus ist selbst affiziert von dem ›Kolonialismus‹ einer narzisstischen Hermeneutik, sein Feld der Philosophie zum Verstehen aller Zeichen durch eine *archi-écriture* zu machen.⁵

Im Diskurs der katholischen Priester am königlichen Hof Frankreichs am Ende des 17. Jahrhunderts werden die *Devisen* in der Tat geheimnisvoll und zugleich einsichtig bezeichnet. Eben dies ist die paradoxe Logik der *Impresen* und Allegorese, wonach bei den Jesuiten und nicht bei Bacon China als ein fortschrittlicher Zwischenschritt in einer widersprüchlichen Geschichtskonstruktion galt. Dominique Bouhours sieht im 17. Jahrhundert die *Devise* als ebenso klar wie mysteriös an: »en même temps je ne sçais quoi de mystérieux et de clarté«.⁶ Das ist nicht das Ende, sondern die eindeutige Fortsetzung der italienischen *Impresen* mit der von ihnen schon behaupteten Einheit von bildlicher Eindeutigkeit und doch zugleich stummem Geheimnis an mentalen Assoziationen, die aber jetzt in der Interpretation der katholischen Priester die chinesische Schrift zu einem lediglich relativen Vorbild macht, um die für das Volk noch zu geheimnisvolle Aufklärung durch Legitimität des historisch schon vorangeschrittenen Hofes nicht zu verwirren. So enthält die *Devise* laut des ›Père Menestrier‹ »quelque chose de mystérieux et de caché, que tout le monde ne pénétre pas«.⁷ Ebenso wird die *Devise* schon 1647 von Père Le Moyne als »Philosophie de la cour« bezeichnet,⁸ was ›Père‹ Bouhours 1671 später auch als »sciences des gentilhommes« rechtfertigt.⁹ Chinoiserien sind daher auch die dem Hof entsprechende Lehre, deren Geschmack sich vom vulgären Volk als angebliches abstrakteres und reineres Wissen des Hofes absetzt, sich aber auch von der zu abstrakten bürgerlichen Mathematik der Akademien dann ebenso als volksnah distinguert: Die Verbindung von visuellem direkt lesbaren Bild und phonetische Decodierung in den Allegorien richten sie gegen blutleere Mathematik wie die schon zu stark an Bildern nicht orientierten Romane der weiblichen Salons. Die in China bewunderten Förmlichkeiten der Gelehrten sind daher ein Vorbild für die ästhetische Legitimität genuin höfischer Formalitäten in Europa, was damit die an europäischen Höfen aufkommenden Chinoiserien als Wissenschaft und Ästhetik des Hofes erklärt, der im aufgeklärten Regieren sich in Frankreich nicht auf die realitätsferne Schulpedanterie der Mathematiker und des weiblichen bildlosen Romans der literarischen Salons verlassen sollte.

Schon nach einer oberflächlichen Positionierung hätte auffallen müssen, dass es sich bei der Verteidigung der *Devise* in Frankreich des 17. Jahrhunderts, welche auch die Aufgabe einer vom zentralisierten Staat gestützten, männlich dominierten Akademie war, vorwiegend um eine Strategie katholischer Priester handelt: Le Moyne, Menestrier und Bouhours. Diese Priester sind allesamt humanistische Vertreter der *antiques* in der *querelle des antiques et des modernes*.¹⁰ Gerade die Vermischung von Bild und Schrift in der *Devise*

5 Siehe dazu auch im Nachwort: Derridas *Vollendung der antihermeneutischen Reinheit*.

6 Zit. n.: Madeleine V.-David, *Le Débat sur les écritures*, ebd. S. 143.

7 Zit. n. Madeleine V.-David, ebd., S. 24.

8 Zit. n. David, S. 24.

9 Ebd., S. 25.

10 Besser als die typologische Darstellung von Hans-Robert Jauß, *Literaturgeschichte als Provokation*, Frankfurt a.M. 1970: Hans Kortum, *Charles Perrault und Nicolas Boileau. Der Antike-Streit im Zeitalter*

sollte in der Perspektive der *querelle des antiques et des modernes* den Vorrang der *antiques* begründen, um die Verbindung von Bild und moderner phonetischer Schrift katholischer Emblembücher im Namen des ästhetisch verstandenen Hofes auch gegen die städtischen von aristokratischen Autorinnen geleiteten rein literarischen Salons als höheren Geschmack des Hofes in Anschlag zu bringen. David bestätigt selbst, dass der Priester Bouhours klar gegen die rein literarische Allegorie eingestellt war.¹¹ Die Anhänger der *antiques* sehen sich in Konkurrenz zum städtischen Literatursalon als die angeblich wesentlich weniger elitären Unterstützer und damit legitimeren Vertreter der französischen Monarchie. Sie setzen in ihrer stärkeren Nähe zur zentralistischen Macht am Hof daher nicht wie englischen Aufklärer auf die für das Volk viel zu abstrakte Mathematik oder einer rein stummen Sprache, sondern auf den ästhetischen allegorischen Zusammenhang von stummem Bild und phonetischer geleiteten inneren Assoziation in der höfischen *Devise*. Das ›chinesische Vorurteil‹ existiert also sehr wohl, aber nur bei den Jesuiten und katholischen Priestern, aber nicht bei den philosophischen Begründungen von Bacon bis Leibniz, wiewohl sie mit den Jesuiten in einem eurozentrischen gerechtfertigten Logozentrismus der Reinheit für die Normativität der Aufklärung übereinkommen.

der klassischen französischen Literatur, Berlin 1966. Kortum stellt konkrete Positionierungen innerhalb der *querelle* auf.

11 Dominique de Bouhours zit.n.: Madeleine David, *Le Débat sur les écritures et l'hieroglyphes aux XVII^e et XVIII^e siècles et l'application de la notion de déchiffrement aux écritures mortes*, Paris 1965, S. 143.